

ÖFFENTLICHER RAUM FÜR ALLE INKLUSIVE STADTGESTALTUNG

Ich freue mich, nach Abschluss des Forschungsprojektes „Zusammenhalt – Differenz. Bausteine für eine inklusive Stadt“ das im Forschungsverbund „Inklusion an Hochschulen und barrierefreies Bayern“ stattgefunden hat, einige Ergebnisse vorstellen zu können.

Neben vielen Lehrveranstaltungen, in denen gemeinsam mit Studierenden Aspekte von Inklusion erkundet und analysiert wurden und inklusive Gestaltungen entwickelt wurden, waren die Werkstattgespräche „Inklusionsmaschine Stadt“ ein wichtiger Bestandteil, die in der Publikation dokumentiert und fortgeführt werden.

Die Werkstattgespräche waren interdisziplinär besetzt und das Gespräch wurde mit einer Frage eröffnet, die Raum zur Diskussion gab, wie z.B. Ist die Stadt von heute ein Inklusionsmaschine? Ist es scheinheilig, über die Stadt als Inklusionsmaschine zu sprechen? Welche Bauteile braucht die Inklusionsmaschine Stadt? und Wer baut die Inklusionsmaschine Stadt?

Erst im Anschluss an diese Gespräche haben die Teilnehmenden gemeinsame Ideen aus dem Gespräch in ihren Textbeiträgen weiterentwickelt.

Die Gespräche fanden auch nicht in verborgenen Seminarräumen statt, sondern offen, frei zugänglich, mitten im zentralen Atrium der Hochschule München in der Stadtmitte.

(Blaue Texte entstammen dem Redemanuskript)

Publikation der Werkstattgespräche

Inklusionsmaschine ine STADT

Herausgegeben von
Andrea Benze
Dorothee Rummel

Inklusion im Städtebau,
interdisziplinär
diskutiert

jovis

- | | | | |
|----|--|-----|---|
| 25 | Werkstattgespräch 1 Ist die Stadt von heute eine Inklusionsmaschine? | 103 | Werkstattgespräch 3 Welche Bauteile braucht die Inklusionsmaschine Stadt? |
| 45 | Lisa Pfahl Inclusive cities: Universal Design, Index für Inklusion, 4-A-Scheme und die Bedeutung von Universitäten und Hochschulen für neue Wissens- und Stadtkulturen | 121 | Maximilian Dörner Was heißt hier Bereicherung? Behinderung und Kultur |
| 51 | Cordelia Polinna Ist die Stadt von heute eine Inklusionsmaschine? | 128 | Saskia Hebert Stadt und die Kunst, eine Inklusionsmaschine zu warten |
| 58 | Stephan Reiß-Schmidt Inklusionsmaschine Stadt? 3 Thesen pro, 3 Thesen contra | 136 | Karl R. Kögler Poröse Stadt – Katalysator oder Maschine? |
| 69 | Werkstattgespräch 2 Ist es scheinheilig, über die Stadt als Inklusionsmaschine zu sprechen? | 147 | Werkstattgespräch 4 Wer baut die Inklusionsmaschine Stadt? |
| 89 | Michael Häfner Keine Inklusion ohne Exklusion. Zum psychologischen Wechselspiel zweier grundlegender Motive | 167 | Roman Leonhartsberger Differenzmaschine Stadt |
| 95 | Hendrik Trescher Inklusion ist ein ambivalent-krisenhafter Prozess. Zum relationalen Verhältnis von Raum, Subjekt und Inklusion | 174 | Irmhild Saake Inklusion und die Stadt |
| | | 181 | Matthias Weinzierl Na, wer baut sie nun? |

14 Inklusionsforschung durch Lehre und experimentelle Werkstattgespräche

16 Inklusionsmaschine Stadt

21 Experimentelle
Werkstattgespräche

186 Neun Ansatzpunkte für eine
inklusive Stadt

191 Kurzporträts
194 Danksagung
195 Bildnachweis
106 Impressum

Gestaltung: Joana Katte, Hamburg und Torsten Köchlin, Leipzig

Konzept Inklusion

neun Ansatzpunkte für eine inklusive Stadt,
die sich durch die Werkstattgespräche und die forschenden
Lehrprojekte herauskristallisiert haben.



Werkstattgespräche: Inklusionsmaschine STADT

Bild: Michael McKee

Inklusion

„Inklusion meint das Recht jedes Menschen, in sozialen Bezügen leben zu können, also in allen Lebensbereichen dabei sein zu können. Es geht um das Dabeisein-Können beispielsweise in der Schule, auf dem Arbeitsmarkt, in Sport und Kultur, im politischen Leben. Nur wer in einem Lebensbereich dabei ist, kann dort seine Freiheit leben - sich bilden, arbeiten, kreativ sein, politisch mitentscheiden - und so seine Persönlichkeit entfalten.“

Beate Rudolf, Direktorin des Deutschen Instituts für Menschenrechte.

Vgl. Rudolf, Beate, (26.09.2012) „Inklusion ist Bestandteil jedes Menschenrechts“. <https://www.institut-fuer-menschenrechte.de/aktuell/news/meldung/article/inklusion-ist-bestandteil-jedes-menschenrechts/> (letzter Zugriff: 11.3.2020)

Von Ausschluss bedroht sind einige: Menschen mit Behinderung, Menschen mit Migrationshintergrund, Alte, Arme, Homosexuelle oder Transgender, Obdachlose, Frauen... Die Forderung nach uneingeschränkter Teilhabe stellt demnach sehr große Ansprüche an Stadt und Gesellschaft.

Im Kern bedeutet Inklusion, Individuen in all ihren Unterschiedlichkeiten zu akzeptieren und ihr gleichberechtigtes Zusammenleben zu ermöglichen. Nicht eine Norm, sondern die Unterschiedlichkeit der Menschen ist die Basis der Gesellschaft und damit auch die Basis des Zusammenlebens in der Stadt.

„Vergesellschaftung bedeutet nicht mehr Einpassung in einen Rahmen und Ausrichtung auf einen Wert, sondern Aushandlung in einem Kontext und Verständigung über Prinzipien.“

Bude, Heinz: Was für eine Gesellschaft wäre eine „inklusive Gesellschaft“? In: Inklusion. Wege in die Teilhabegesellschaft. Heinrich Böll Stiftung (Hg.), Frankfurt, New York, 2015, S. 37-43, S. 40

- Gesellschaft ist kein Rahmen mehr, der Plätze anbietet und Rollen zuweist
- sondern Gesellschaft entsteht durch ein situatives Geschehen, in dem Anschlüsse hergestellt werden und Bindungen knapp sind. Sich zu verhalten liegt im Verantwortungsbereich jedes Einzelnen und folgt nicht mehr vorgegebenen Normen.

Das heißt, es gibt keine Lösungsmuster, alles kann ständig in Frage gestellt werden und wird neu verhandelt.

„Nicht die Vielfalt ist das Problem, sondern die notwendige Reorganisation des Denkens und Handelns in Vielfalt.“

Löw, Martina: Vielfalt und Repräsentation. Über den Bedeutungsverlust der symbolischen Mitte. In: Inklusion. Wege in die Teilhabegesellschaft. Heinrich Böll Stiftung (Hg.), Frankfurt, New York, 2015, S. 180-191, S. 180

Fragen:

- Wie kann jeder einzelne überhaupt fit werden, für so eine komplexe Verhaltensweise?
- Welche Räume und Orte braucht die Stadt, in denen die Aushandlungsprozesse stattfinden können?

1 Inklusion ist emotional und widersprüchlich.

Psychologisch gesehen sind im Menschen zwei miteinander widersprüchliche Wünsche angelegt: dazugehören und als Individuum wahrgenommen zu werden.

Einsam oder ausgeschlossen zu sein beispielsweise, löst sehr starke Gefühle aus, die depressiv oder aggressiv machen können.

Dennoch muss die Möglichkeit zur Teilhabe immer auf Freiwilligkeit beruhen und die Option einschließen, nicht teilzuhaben. Hieraus erwachsen zwei Forderungen an die Stadt: Teilhabe sicherstellen, doch auch die Möglichkeit zur Nicht-Teilhabe, erhalten.

Die beiden Psycholog:innen Gary W. Evans und Janetta Mitchell McCoy untersuchten den Einfluss der gestalteten Umwelt auf das Wohlbefinden der Menschen und subsumieren dieses Bedürfnis unter dem Begriff „Kontrolle“. (vgl. Evans Gary W. und Mitchell McCoy Janetta: When Buildings don't work.: The role of Architecture in Human Health. In: Journal of Environmental Psychology (1998) 18, 85–94, S. 88f.) Jeder möchte individuell kontrollieren können, inwiefern man sich der Umwelt und dem Geschehen dort aussetzen möchte.

Bezogen auf den gebauten Raum erleichtern zum Beispiel Rückzugsorte oder alternative Wege die Kontrolle der persönlichen Exposition.

Beispiele: Rückzugsorte durch Zonen unterschiedlicher Aktivität auf der Strandpromenade auf Borkum; Alternative Wege, durch eine Vielzahl von Türen und Treppenaufgängen im Projekt VinziRast mittendrin in Wien.

2 Durch Barrierefreiheit - und damit ist die Behebung der ganzen Bandbreite von Beeinträchtigungen gemeint - alleine wird keine Stadt inklusiv.

Bei der Recherche zur Forschung und der Vorbereitung der Werkstattgespräche fiel sehr schnell auf, dass Menschen mit Behinderungen und ihre Inklusion selten Thema theoretischer Auseinandersetzungen zur Stadt sind. Im Gegensatz zu anderen städtebaulichen Forschungsthemen, die sich mit Minderheiten auseinandersetzen (zum Beispiel im Zusammenhang mit Migration, demografischem Wandel oder Gleichstellung), gibt es kaum theoretische städtebauliche Arbeiten, die Inklusion im Sinn der Behindertenrechtskonvention thematisieren. Das ist in gewisser Weise erstaunlich, da mit dem Aufkommen der „Disability Studies“ im Moment viele kreative und wichtige Ansätze entstehen, Behinderung nicht nur als medizinische, sondern als soziale und kulturelle Zuschreibung zu erforschen.

Barrierefreiheit ist eine Grundvoraussetzung für Inklusion. Sie ist noch längst nicht erreicht. Es gibt viele Orte, an denen die Zugänglichkeit sehr stark verbessert werden muss. Richtlinien und Handlungsanweisungen bilden die Grundlagen zum technischen Umbau der Stadt. Eine Barrierefreie Stadt ist allerdings noch nicht automatisch eine gemischte und noch lange keine inklusive Stadt.

Ausschluss findet beispielsweise auch über ökonomische oder psychologische Barrieren statt. Werden diese nicht auch aufgehoben drohen technische Maßnahmen zur Barrierefreiheit zum Feigenblatt zu werden.



*Inklusionsmaschine STADT, Werkstattgespräch 3 Welche Bauteile braucht die Inklusionsmaschine Stadt?
Bild: Michael McKee*

Die britische Forscherin und Architektin Jos Boys argumentiert darüber hinaus, dass die Unsichtbarkeit von Behinderung und die dadurch fehlende Thematisierung von Inklusion in der Stadttheorie, die generelle Unsichtbarkeit von Menschen mit Behinderungen in der Gesellschaft widerspiegelt.

In ihrem Buch „Doing Disability Differently“, geht es Boys darum, dem Phänomen Behinderung tatsächlich auf den Grund zu gehen und es in seinen komplexen Zusammenhängen mit der Stadt zu untersuchen, um die Situation der Unsichtbarkeit zu verändern.

Es erscheint ihr zu kurz gedacht, vom Thema Behinderung sofort auf barrierefreies Bauen oder Universal Design zu kommen. In ihrer Arbeit hat sich gezeigt, dass das Thema Behinderung vielmehr eine kreative Auseinandersetzung eröffnet mit den komplexen, chaotischen und oft widersprüchlichen Überschneidungen des jeweils individuell unterschiedlichen Lebens mit Anderen, Gegenständen und physischem Raum. Damit entsteht ihrer Meinung nach ein neuer Zugang zur Architektur und zum Städtebau.

In dem Ausmaß indem die Durchsetzung von Regeln zur Barrierefreiheit notwendig ist, verursacht die Beschränkung auf Inklusion auf Barrierefreiheit auch das Desinteresse vieler Architektinnen und Städtebauer an diesem Thema.

Wenn Menschen mit Behinderungen ausschließlich mit den Aspekten Barrierefreiheit und Mobilität in Zusammenhang gebracht werden, birgt es die Gefahr, dass sie hauptsächlich als Schwierigkeit für den Entwerfer wahrgenommen werden: Menschen, deren Bedürfnissen nur durch Lösungen entsprochen werden kann, die äußerst schwierig zu erreichen sind. Diese Lösungen sind meistens technisch und scheinen für die Idee des Entwurfs wenig herzugeben.

Jos Boys entlarvt ein wiederkehrendes Schema. Entweder das Thema Behinderung und damit die Frage nach Inklusion wird übersehen und ein undifferenziertes Bild von „normalen“ Nutzern zu Grunde gelegt oder Inklusion wird übermäßig und nur als Spezialfall thematisiert, der sich ausschließlich mit Bedürfnissen von Menschen mit Behinderungen auseinandersetzt. So werden Menschen mit Behinderungen grundsätzlich außerhalb des alltäglichen Lebens wahrgenommen, welches jedoch eine wichtige Grundlage für jede Entwurfsaufgabe bildet. Diese Ausblendung widerspricht dem Konzept der Inklusion fundamental.

Vgl. Boys, Jos: Doing Disability Differently, London and New York, 2014, S. 25

3 Hören, Riechen, Sehen - eine inklusive Stadt braucht die Begegnung der Menschen.

Wie sieht das situative Geschehen der Inklusion genau aus?

„In der gedachten Welt der Inklusion gibt es kein „abweichendes Verhalten“ mehr, keine „psychischen Erkrankungen“, keine „Altersrollen“, keine „Klassenmilieus“ und keine Geschlechtercharaktere“. Die Einzelnen verhalten sich manchmal merkwürdig, unterliegen Stimmungsschwankungen, sind so alt wie sie sich fühlen, stehen nur für sich und lassen sich nicht so einfach auf ein Geschlecht festlegen.“ (vgl. Bude, Heinz: Was für eine Gesellschaft wäre eine „inklusive Gesellschaft“? In: Inklusion. Wege in die Teilhabegesellschaft. Heinrich Böll Stiftung (Hg.), Frankfurt, New York, 2015, S. 37-43, S. 41)

Und wie kann man es schaffen, in so einer Situation konstruktiv zu handeln?

Um persönlich in der Lage zu sein, auf fremde Menschen zuzugehen und mit ihnen in einen konstruktiven Aushandlungsprozess zu treten, muss man sich überhaupt erstmal in die Situation des Anderen hineinversetzen können.

Empathie ist eine der Grundvoraussetzungen von Inklusion, denn wer in der Lage ist, sich in Andere hineinzuversetzen, kann den Umgang in einer heterogenen Gesellschaft erlernen.

Nur durch die Begegnung kann die Fähigkeit zur Empathie erworben werden.

Eine inklusive Stadt braucht die Begegnung der Menschen.

Psychologisch gesehen ist Kontakt elementar, nur durch Kontakt können Stereotype abgebaut werden.

oberflächlicher passiver Kontakt/ beiläufige Kommunikation

Dänische Architekt und Stadtplaner Jan Gehl untersucht seit mehr als vier Jahrzehnten das Zusammenleben in der Stadt. Er unterscheidet Kontakt in unterschiedliche Intensitäten.

- **oberflächlicher passiver Kontakt**

ist eine sehr schwache Form des Kontaktes, die man jedoch nicht unterschätzen sollte:

„Im weitesten Sinn findet eine soziale Aktivität statt, sobald sich zwei Personen am selben Ort befinden. Jemand zu sehen, zu hören oder zu treffen ist an sich schon eine Form von Kontakt, eine soziale Aktivität.“

(Gehl S. 13)

Das heißt, ein oberflächlicher passiver Kontakt führt immerhin dazu, dass man wahrnimmt, dass es Menschen gibt, die anders sind. Man sieht und hört sie nur, doch auch ohne dass man aktiv kommuniziert, kann einen diese Begegnung aus seiner persönlichen Blase herausreißen und einen Ausblick eröffnen.

Darüber hinaus ist

„Die eigentliche Begegnung, die bloße Anwesenheit (...) Ausgangspunkt für umfangreichere Formen sozialer Interaktion.“ (Gehl S. 13)

Sozusagen ein Schwelle, an der man sich zu einem intensiveren aktiven Kontakt entscheiden kann.

Begegnungen finden im öffentlichen Raum statt. Gefördert werden diese, wenn Ort im öffentlichen Raum angeboten werden, die zum (kurzen) Verweilen und beobachten einladen. Beispiel: Steinpfosten, um sich anzulehnen am Rand des Piazza del Campo in Siena.

- **aktiver Kontakt (niedrigschwelliger Kontakt, Beiläufigkeit)**

Der Kontakt wird intensiver, wenn eine Unterhaltung entsteht. Fördernd wirken Situationen, die es beiläufig ermöglichen z.B. jemand geht auf dem Gehweg und spricht im Vorbeigehen Menschen im Vorgarten an. Es bleibt offen, ob man tatsächlich stehen bleibt und sich in eine Unterhaltung vertieft oder weitergeht.

Jan Gehl: Leben zwischen Häusern, Berlin 2012, Übersetzung: Jana Pippel.

Erstausgabe: Livet mellem husene 1971.

Empathie

Die Forderung nach Begegnung in der Stadt ist nur scheinbar trivial.

Soziologin Jutta Almedinger stellt in der Vermächtnisstudie fest, dass eine Individualisierung der Gesellschaft zwar zu großer Vielfalt führt aber umgekehrt auch dazu, dass man sich uns zunehmend in seine eigenen Kreise zurückzieht. Eine Entwicklung, die sich auch im Stadtraum abzeichnet.
(Vgl. Allmendinger, Jutta: Das Land, in dem wir leben wollen. München, 2017)

Was passiert genau in einer Begegnung, in der Empathie stattfindet?

„Die Bereitschaft, sich im Zweifelsfall dem Anderen auszuliefern, um am Gesetz des Anderen sein eigenes Gesetz finden zu können.“

Das heißt man muss bereit sein, eigene Einstellungen und Vorstellungen zu verlassen. Sich in eine ungewisse Zukunft zu stürzen, es zulassen, dass man erst nach einiger Zeit wieder weiß, wie man mit einem Umstand umgehen möchte oder vielleicht auch keine Lösung findet.

Empathie kann also auch schief gehen! Die Konfrontation mit dem Neuen fordert dazu heraus, sein eigenes Verhalten zu verändern. Das gelingt nicht immer.

Psychologisch gesehen widerspricht eine Konfrontation mit dem Neuen und eine daraus resultierende Verhaltensänderung sogar dem konservativen menschlichen Charakter, der sich nach Stabilität und dem immer Gleichen sehnt.

Emmanuel Lévinas: Die Spur des Anderen, Freiburg im Br./ München 1999 zitiert nach: Bude, Heinz: Was für eine Gesellschaft wäre eine „inklusive Gesellschaft“? In: Inklusion. Wege in die Teilhabegesellschaft. Heinrich Böll Stiftung (Hg.), Frankfurt, New York, 2015, S. 37-43, S. 42

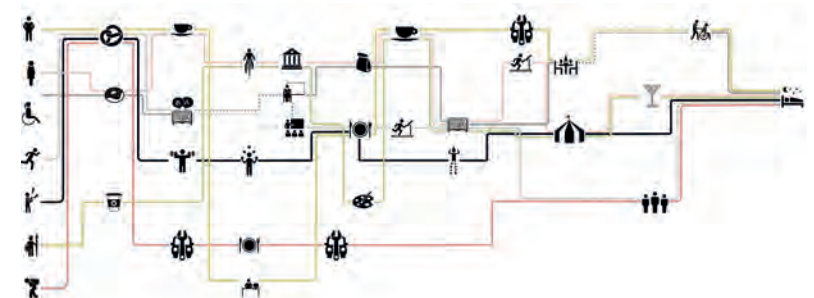
4 Bürger*innen einer inklusiven Stadt sollten Ambivalenzen aushalten.

In einer Stadt, in der sich unterschiedliche Menschen begegnen, muss man den Spannungszustand aushalten, den Kontakt mit Unbekanntem hervorruft. Eine inklusive Stadt erfordert demnach ständige Prozesse des Aushandelns. Eine Stadt, in der Unterschiede aufeinandertreffen und divergierende Interessen, Positionen und Bedürfnisse ausgehandelt werden, ist daher eine spannende aber auch eine anstrengende Stadt.

Tagesablauf: Einzelfahrschein



Tagesablauf: Gruppentickett



Im Forschungsprojekt „Zusammenhalt - Differenz. Bausteine für eine inklusive Stadt“ wurden Orte untersucht, an denen viele teilhaben können und an denen sich unterschiedliche Menschen begegnen, z.B. In München wäre es unter anderem das Isarufer, in diesem Abschnitt ist es nicht barrierefrei zugänglich – bei renaturierten Räumen kann es allerdings auch nicht das Ziel sein, sie komplett barrierefrei auszubilden. Weitestgehend jede*r kann hier einfach das machen, was er oder sie gerade möchte, man muss keinen Ein-



Isarufer München, Bild: Andrea Benze

*Genauerer Hinsehen: sichtbare und unsichtbare Grenzen, die hier kartiert sind
Legende sieht man, wie Grenzen gebildet werden können:
physisch gebaut durch Böschungen, Mauern durch Beschlüsse und Gesetze, wie hier auf den Schildern*

(Bild 1)

es gibt auch zeitliche Grenzen, tagsüber passieren andere Dinge als nachts. Unsichtbare Grenzen: ab hier gehöre ich nicht mehr dazu, ist es mir unangenehm dort lang zu gehen

(Bild 2)

Grenzen

räumliche Grenzen

-  bauliche Grenze
[Mauer | Zaun]
-  halbdurchlässige Grenze
[Bäumecke | Stäucher]
-  gewachsene Grenze
[Hang | Höhenversprünge]
-  Erreichungsgrenze
[Treppe | Stufen]

visuelle Grenzen

-  künstliche Grenze
-  natürliche Grenze



temporäre Grenzen

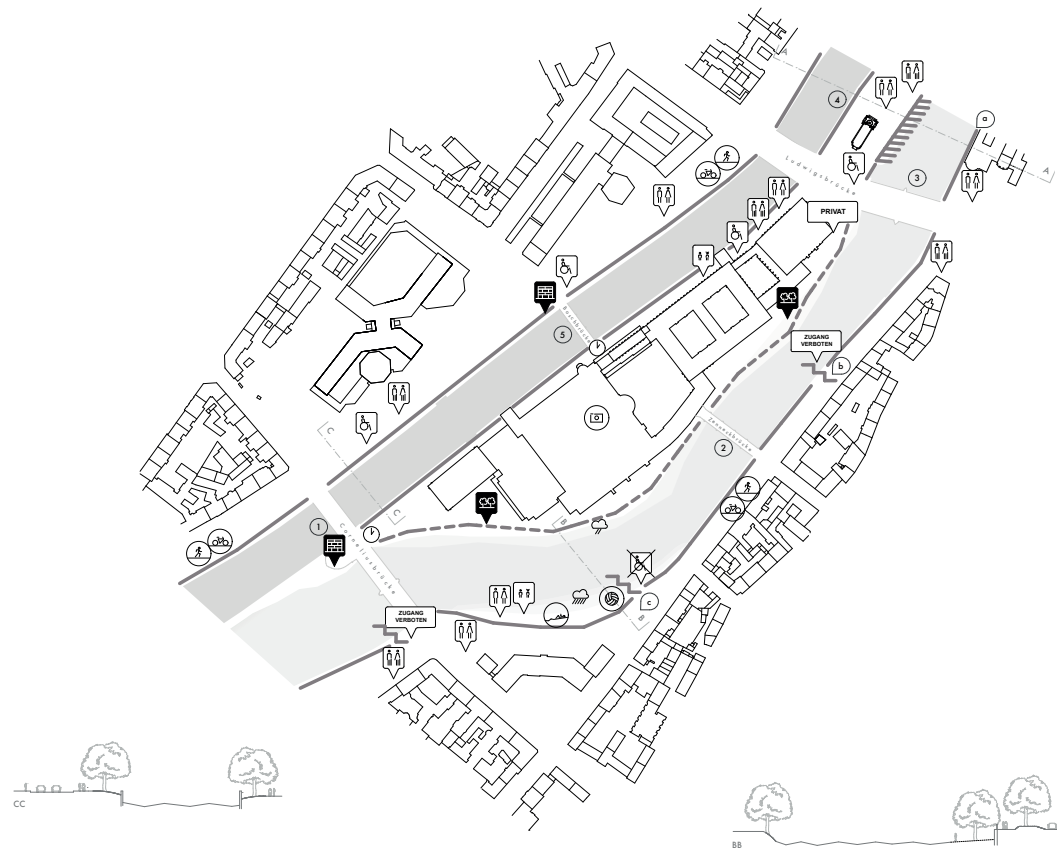
-  Wetter
-  Zeit

soziale Grenze

-  gehbehinderte Personen
-  Erwachsene
-  Senioren
-  Kinder/Jugendliche

Aktivitäten

-  Rad
-  Sport
-  Spiel
-  Tourismus
-  Entspannung



1:2000 / 1:500



1 Blick Corneliusbrücke - Reichenbachbrücke



2 Blick Zenneckbrücke - Corneliusbrücke



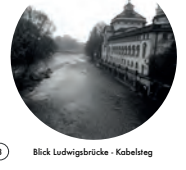
a



b



c



3 Blick Ludwigbrücke - Kabelsteg



4 Blick Auf der Insel - Ludwigbrücke



5 Blick Boschbrücke - Corneliusbrücke

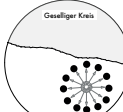
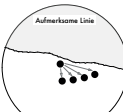
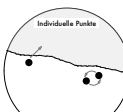

Beispiel: Isarufer in München

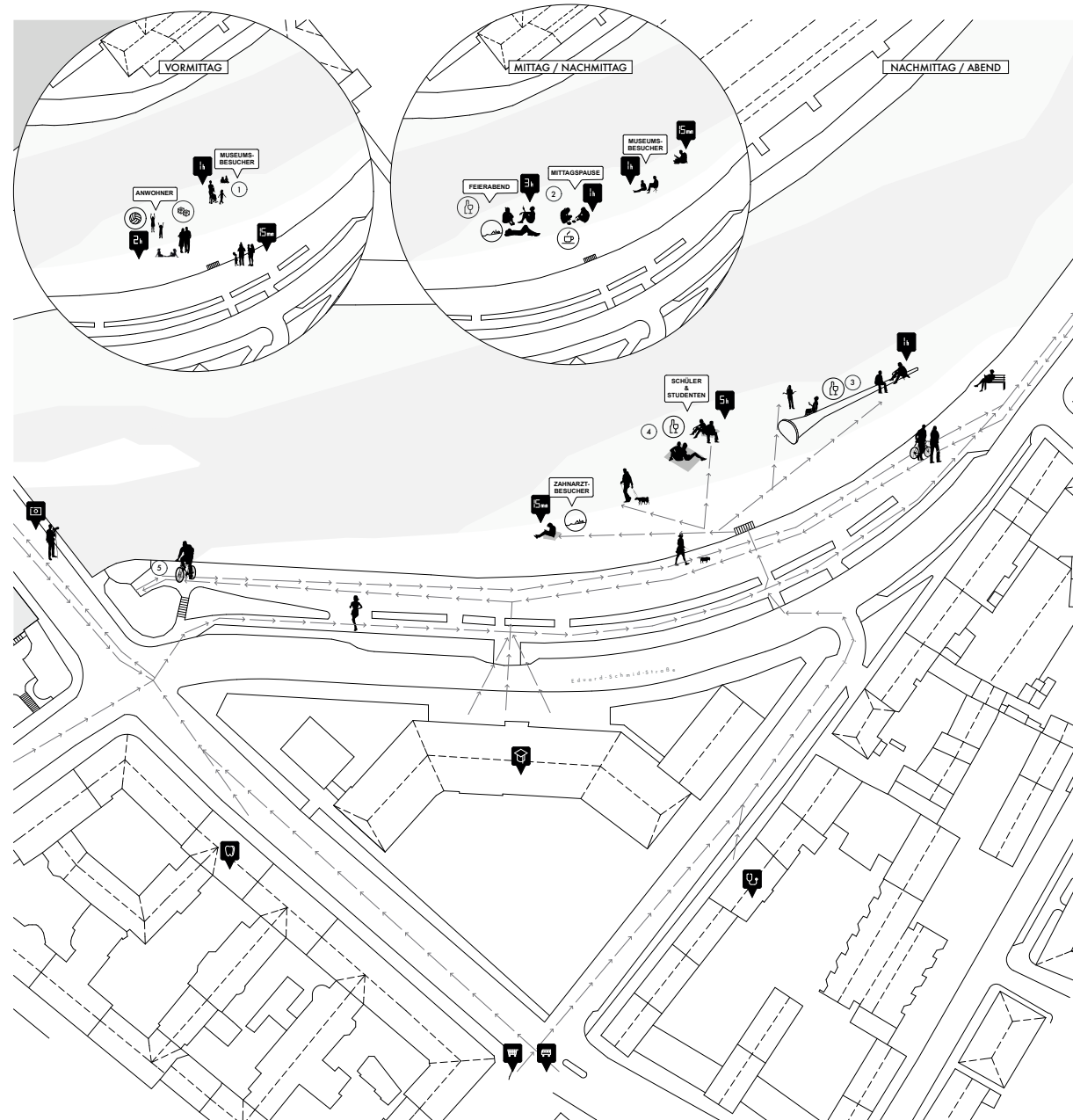
Kartierung: Alina Manzhura, Johannes Knödelseder, HM

Aktivitäten & Nutzungen

-  Tourismus / Museum
-  Zahnarzt
-  Arztpraxis
-  Bildung
-  Handel
-  Aufenthaltslänge
-  Öffentliche Verkehrsmittel
-  Entspannung
-  Feierabend
-  Sport
-  Spiel
-  Verpflegung

Sitzgewohnheiten

-  Geselliger Kreis
-  Aufmerksame Linie
-  Individuelle Punkte
-  Aisler & Dreifächer



1 Kinder - Spielen am Wasser



2 Schüler & Angestellte - Pause im Freien



3 Feierabend - Entspannung - Bier kühlen



4 Schüler & Studenten - Steine schmelzen



5 Sport an der Isar - Corneliusbrücke

5 Eine inklusive Stadt lebt vom Fehlerhaften und vom Konflikt.

Planerisch und gestalterisch gibt es günstige und ungünstige Bedingungen dafür, dass sich eine Begegnung zu einem intensiveren Kontakt ausweiten kann. Allzu große Aufgeräumtheit öffentlicher Räume verhindert, dass Menschen sich ausbreiten können oder wollen.

Eine gewisse Offenheit in der Planung kann Veränderungen aufnehmen und temporäre Aneignung fördern.

In den Disability Studies spricht man von Fehlerfreundlichkeit. Die Gestaltung der Stadt wird nicht nur den Bedürfnissen jedes Einzelnen gerecht, sondern erzeugt hieraus auch Synergien. Es entstehen fehlerhafte und nicht perfekte Orte, die Fehlverhalten aushalten.

Umdenken der Stadtentwicklung erforderlich, denn viele Planungsrichtlinien in Deutschland basieren auf dem Grundsatz des Trennens und Vermeiden von Konflikten und darauf Hilfe beim auf dem Aushandeln von Kompromissen zu geben.

6 Eine inklusive Stadt muss Schnittstellen des Gemeinschaftens fördern.

Orte und Institutionen des Gemeinschaftens sind oft entscheidende Schnittstellen im Stadtraum. Orte und Institutionen, die einen Freiräume für alle oder sehr viele bieten, müssen gesucht und gestärkt oder auch erfunden werden.

Institution ist hier nicht im Sinn einer verstaubten Einrichtung gemeint, sondern im Sinn von Pierre Bourdieu, der sie als Formen versteht, „mit deren Hilfe Gesellschaften versuchen, ihre Beziehungen mit der Zukunft zu organisieren“ (Bourdieu, Pierre in Stavrides, Stavros; Heyden Mathias: Gemeingut Stadt, Berlin 2017 S.17) Kultur und Alltagskultur spielen hierbei eine entscheidende Rolle. Kunst und Kultur sind in der Lage Widersprüche zu vereinen. Informell entstehen Initiativen, die auf Bedarfe reagieren und zu Institutionen werden oder vorhandene verändern können. Diese Entwicklungen sollten gefördert werden.



De Meerpaal, Dronten 2011 gegenwärtiger Zustand nach dem Umbau, Bild: Mark Ahsmann

Früher: Beispiel Agora Dronten (leider können die historischen Bilder nicht ohne Rechte gezeigt werden)

Der niederländische Bauingenieur und Architekt im Selbststudium Frank van Klingeren kann mit dem Kulturzentrum, De Meerpaal in Dronten, für die auf Poldern neugeschaffenen Siedlungen, 1967 seine Idee einer multifunktional bespielbaren Agora als Ort, an dem sich alle treffen, umsetzen.

Als Vorbild für seine Vorstellung von einem offenen (inkluisiven) Raum dienen Plätze in südeuropäischen Städten. Dort spielte sich ein großer Teil des alltäglichen Lebens der Bevölkerung ab. Um sich an die Witterung in den Niederlanden anzupassen, wurde im Agoraprojekt der Platz eingehaust. In einer großen von Parkplätzen umgebenen Halle fanden ohne Abgrenzung voneinander die unterschiedlichsten Dinge statt, wie Theater, Volkskonzerte, ein Restaurant mit Sitzplätzen und einer Bar, Markt, Bowling, öffentliches Fernsehen, Verein treffen, Bürgerversammlungen, Schulungen, Tanz oder auch nur Herumlungen und gucken, was passiert. Interessant ist, dass er bereits einige Aspekte berücksichtigt, die in einer inklusiven Stadt erforderlich sind. Mit einer unperfekten, preiswerten Architektur möchte van Klingeren Raum für Unerwartetes schaffen. Durch die offene Architektur möchte er ein „ontklonteren“ (Entklumpen) unterstützen. Darunter versteht er, der Tendenz entgegen zu wirken, unterschiedliche gesellschaftliche Gruppen in „Klumpen“ zusammenzufassen, die keinen Kontakt zu anderen ermöglichen.

Gleichzeitig erkennt er das Potenzial von „Noisance“: Sich gegenseitig zu stören. Es ermutigt in Kontakt zu treten. Eine unperfekte Architektur soll Raum für Unerwartetes eröffnen.

(Vgl. Marina van den Bergen, Piet Vollaard: The Biggest Living Room in the Netherlands: Frank van Klingeren's Karregat in Eindhoven, 1970 – 1973. In Maaïke Lauwaert & Francien van Westrenien (Hg.): Facing Value. Radical Perspectives from the Arts, Stroom Den Haag, 2017, S. 419 – 425, hier: S. 420
oder Dieselben: Partizipation and Development: Frank van Klingeren's Jeugdgebouw Noord. In: Susanne Pietsch & Andreas Müller (Hg.): Walls that Teach. On the Architecture of Youth Centres, Jap Sam Books, 2015. S. 157 – 167, hier S. 158f)

Das Erstaunlichste an dem Projekt ist aus heutiger Sicht, dass es eine ganze Zeit lang sehr gut funktioniert hat. Die Halle wurde über Jahre von der Nachbarschaft genutzt und Frank van Klingeren erhielt Folgeaufträge für zwei weitere Agoragebäude. Erst nach einigen Jahren wurde das Konzept des offenen Raumes durch nachträgliche Trennwände immer weiter zerschnitten. Anfang des 21. Jahrhunderts wurde De Meerpaal immerhin nicht abgerissen, sondern generalsaniert und umgebaut, um veränderten Anforderungen gerecht zu werden.

Ort für alle z.B. Theaterfoyer

Heute gibt es wieder viele Versuche Orte für alle zu schaffen oder Orte für alle zu öffnen. Hier sieht man das Foyer des National Theatre, London Southbank von Dennis Lasdun. Es ist tagsüber und abends geöffnet und wird zu einem Treffpunkt für viele Menschen ohne Konsumzwang.

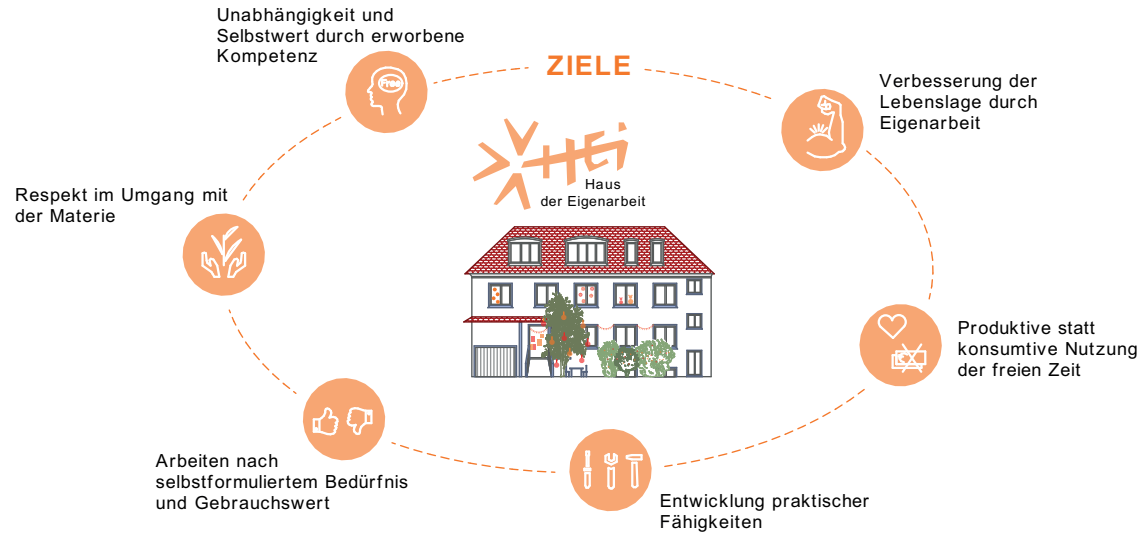
Welche Rolle in diesem Zusammenhang die Aktivitäten von Theatern spielen können, untersuche ich gerade in meinem laufenden Forschungsprojekt.



London South Bank, National Theatre, Denis Lasdun: Foyer als öffentlich zugänglicher Begegnungsraum, Bilder: Andrea Benze

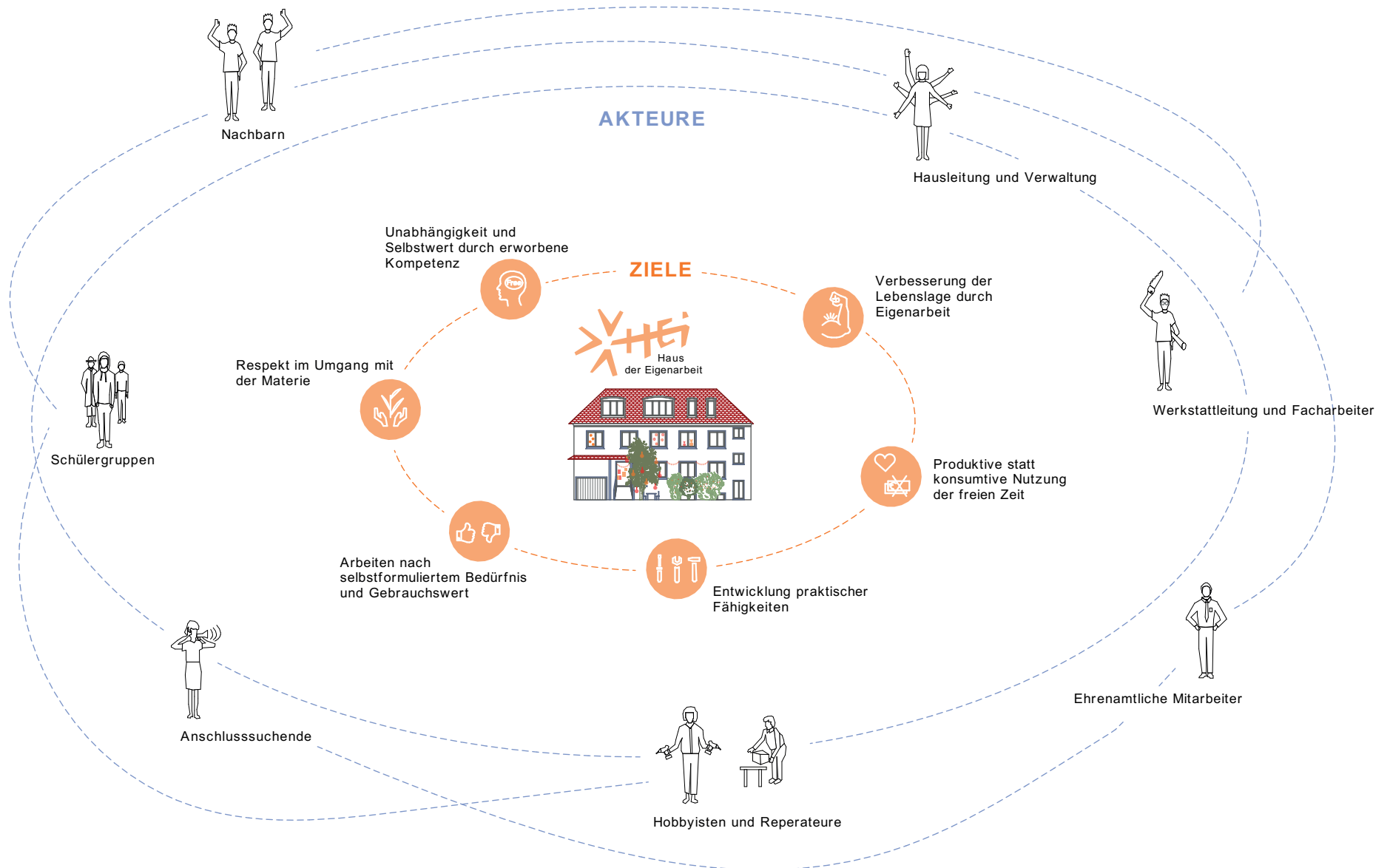
Initiativen: z.B. Haus der Eigenarbeit, München Haidhausen

Aber es gibt auch kleinere Einzelinitiativen. Sie wurden ebenfalls im Forschungsprojekt auf ihre Wirkung im Stadtraum untersucht. Folgende Abbildungen: Zweck der Initiative, Räumlichkeiten, städtebaulicher Kontext, Qualität der Begegnung, Finanzierung, Wahrnehmbarkeit, Netzwerk.

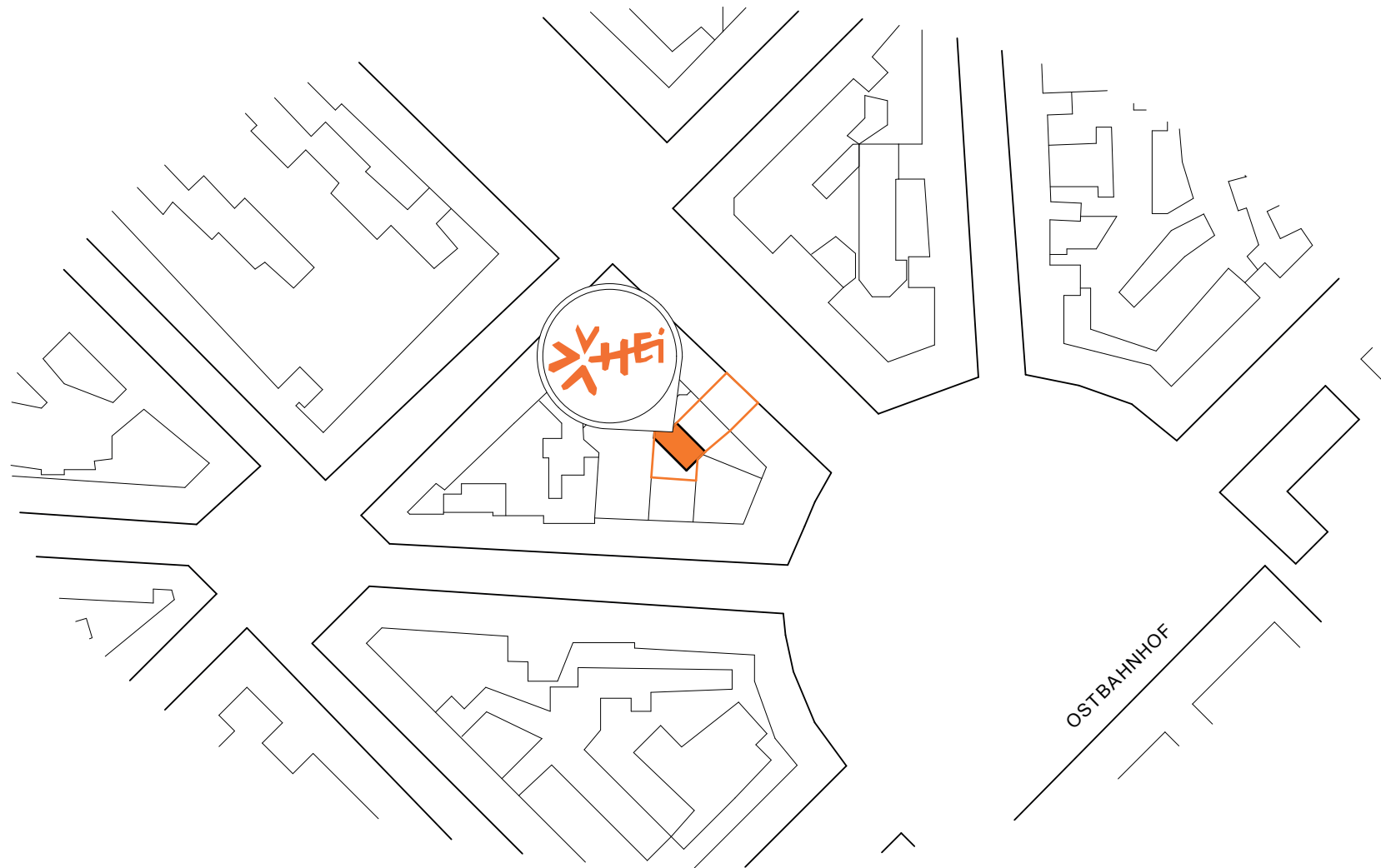


1 Ziel und Zweck

Haus der Eigenarbeit: Analytische Diagramme: Ricarda Hörmann, Marie-Therese Probst



1 Ziel und Zweck



3 Städtebaulicher Kontext

Haus der Eigenarbeit: Analytische Diagramme: Ricarda Hörmann, Marie-Therese Probst

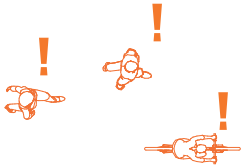


3 Städtebaulicher Kontext

Haus der Eigenarbeit: Analytische Diagramme: Ricarda Hörmann, Marie-Therese Probst

Straße

Makierung
Aufmerksamkeit



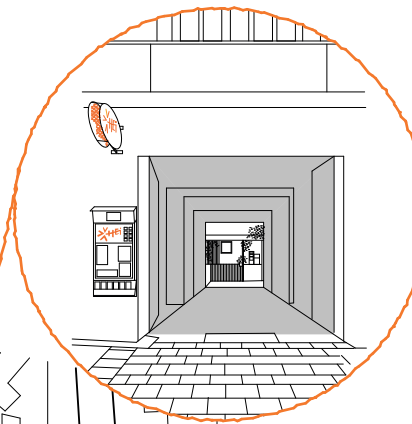
Eingang



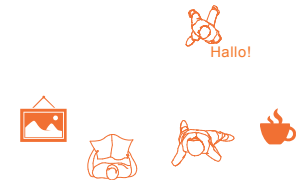
Grenzen abbauen

Schwelle - Öffentlich - Privat

Information



Innenhof

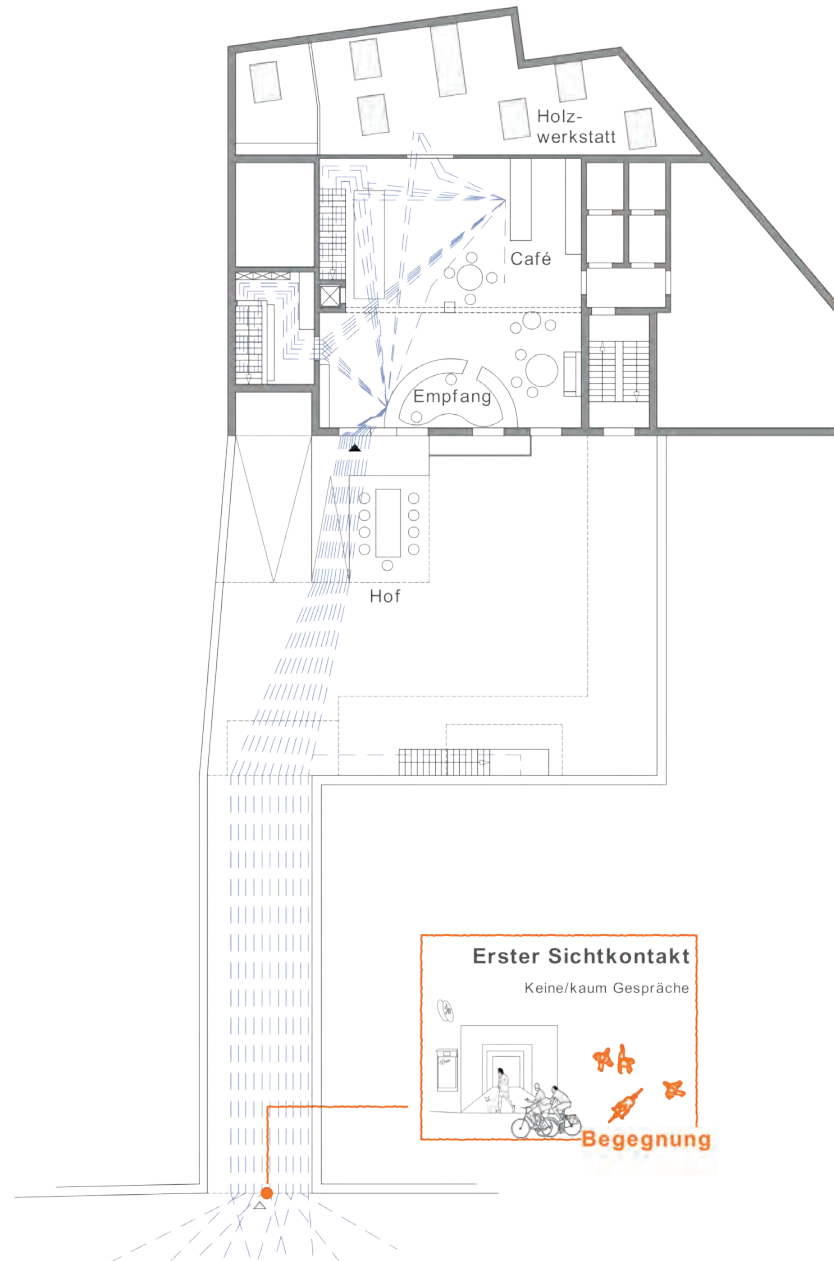


Überblick

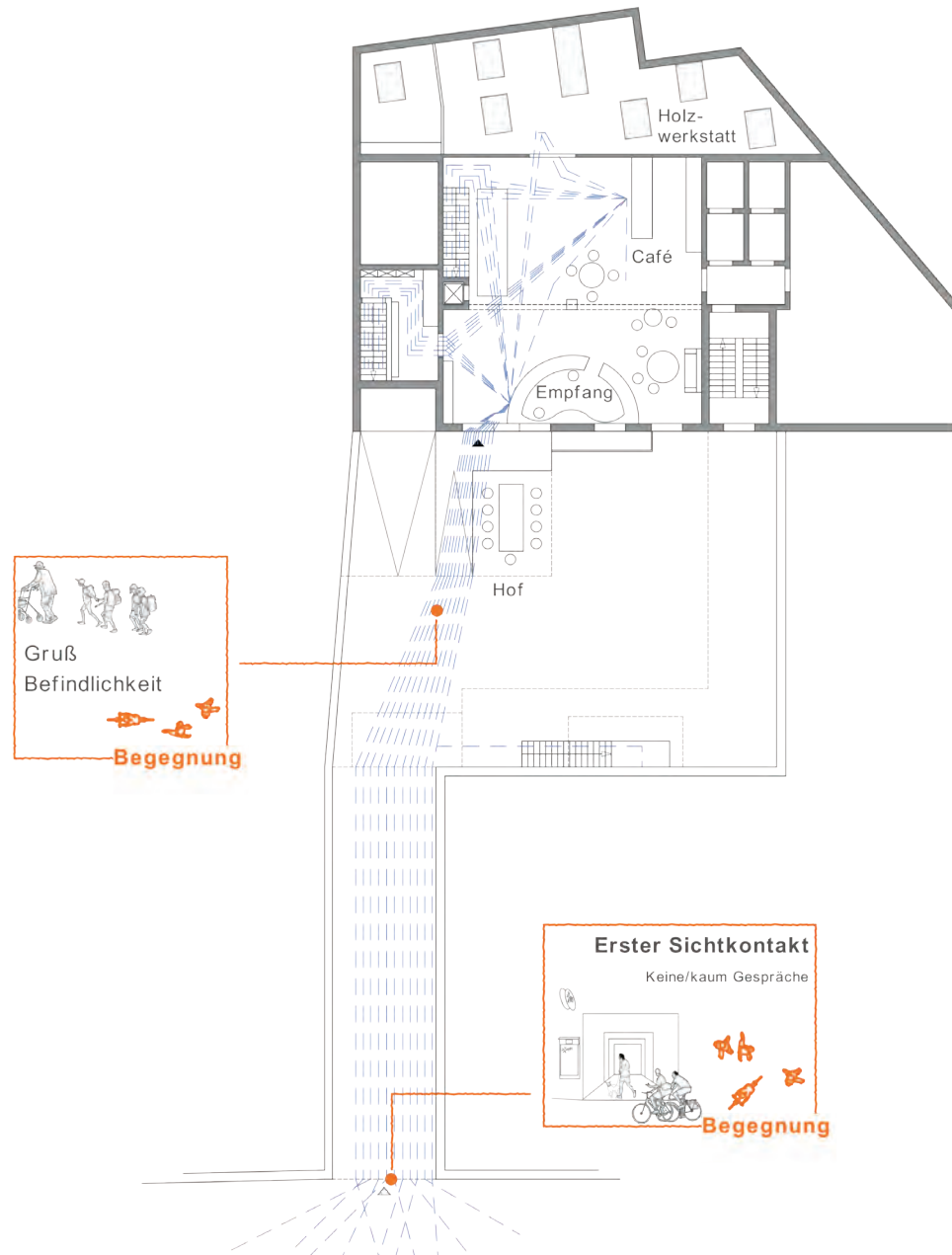
Erster Kontakt

3 Städtebaulicher Kontext

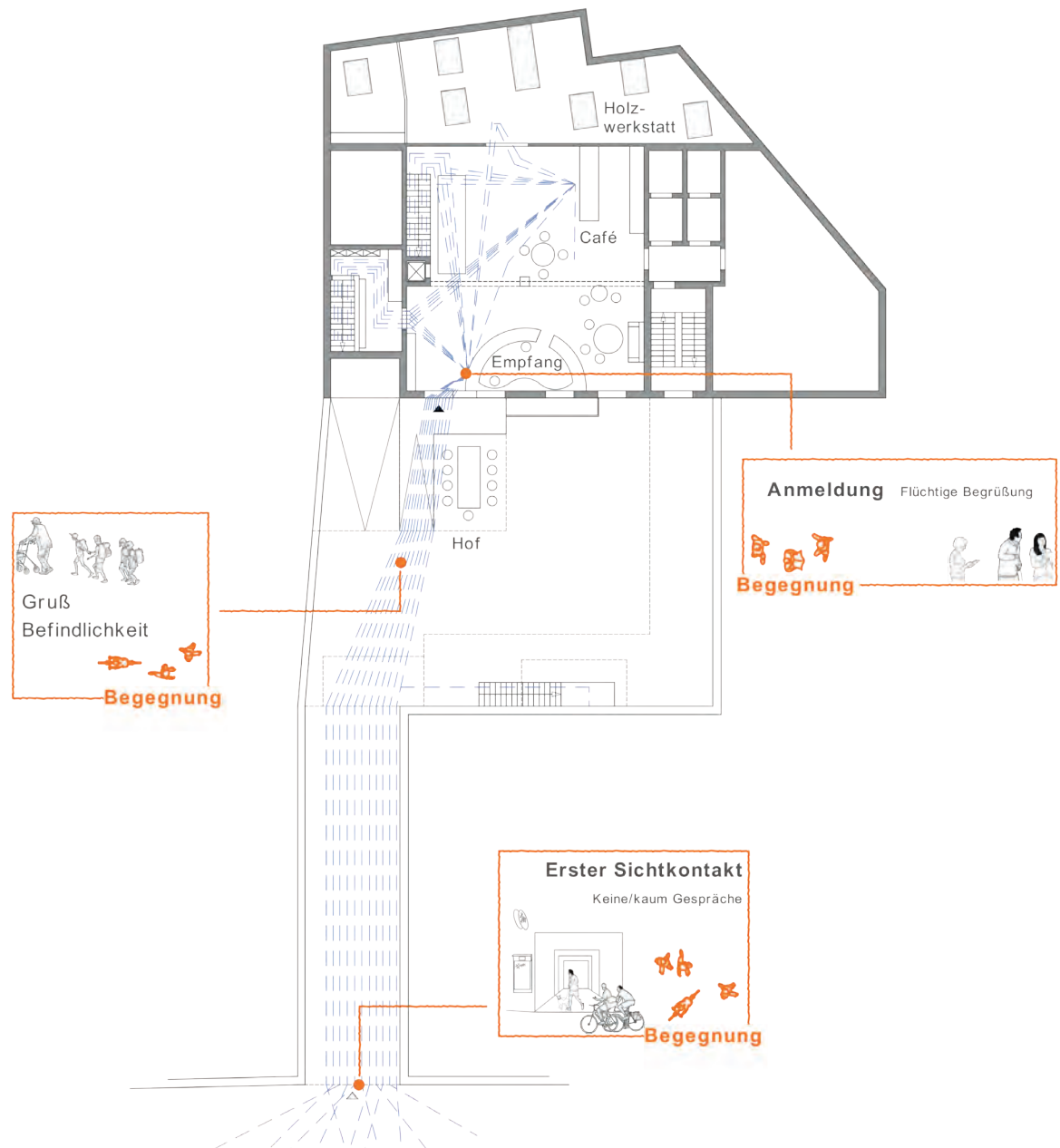
Haus der Eigenarbeit: Analytische Diagramme: Ricarda Hörmann, Marie-Therese Probst



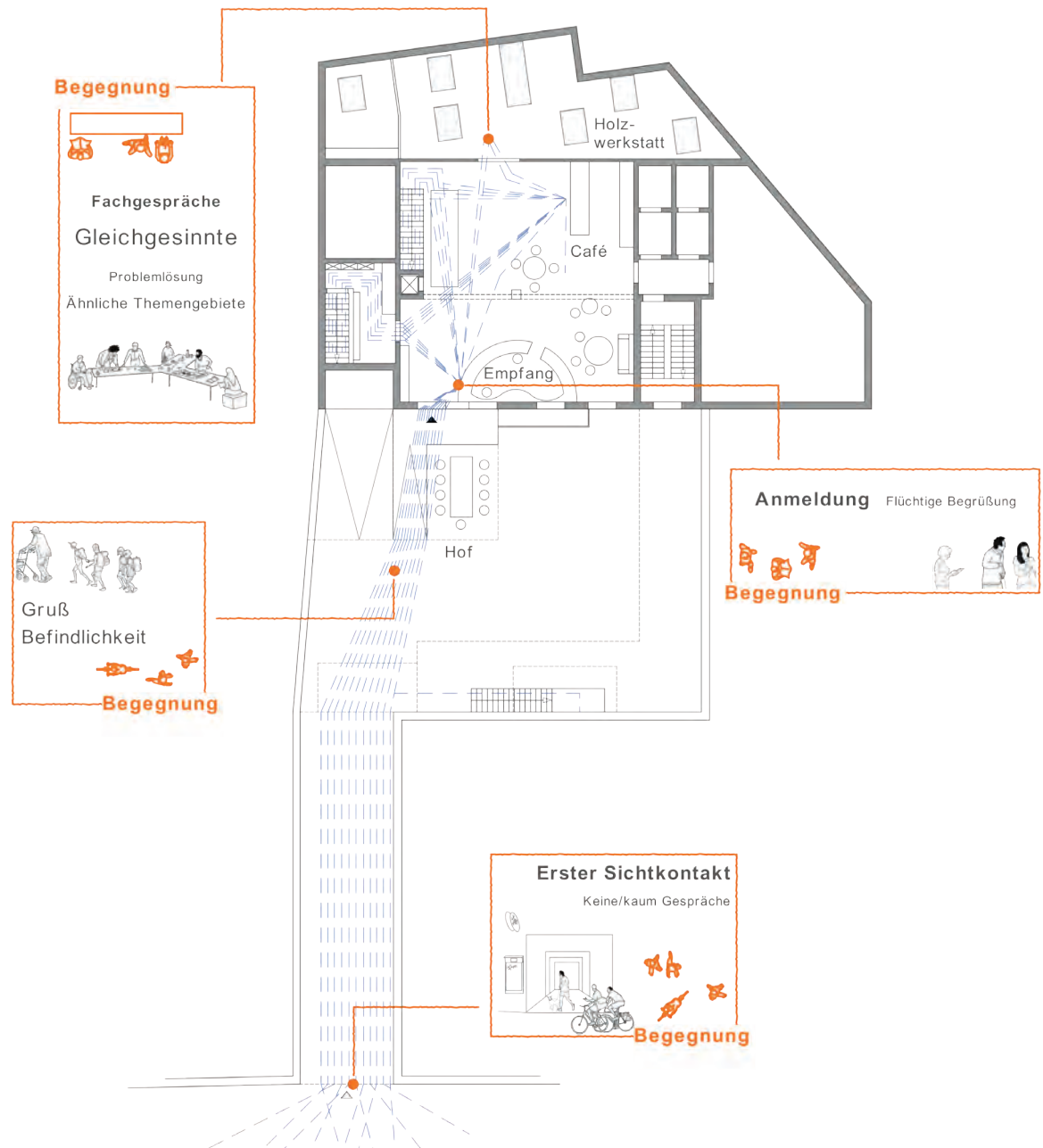
Haus der Eigenarbeit: Analytische Diagramme: Ricarda Hörmann, Marie-Therese Probst



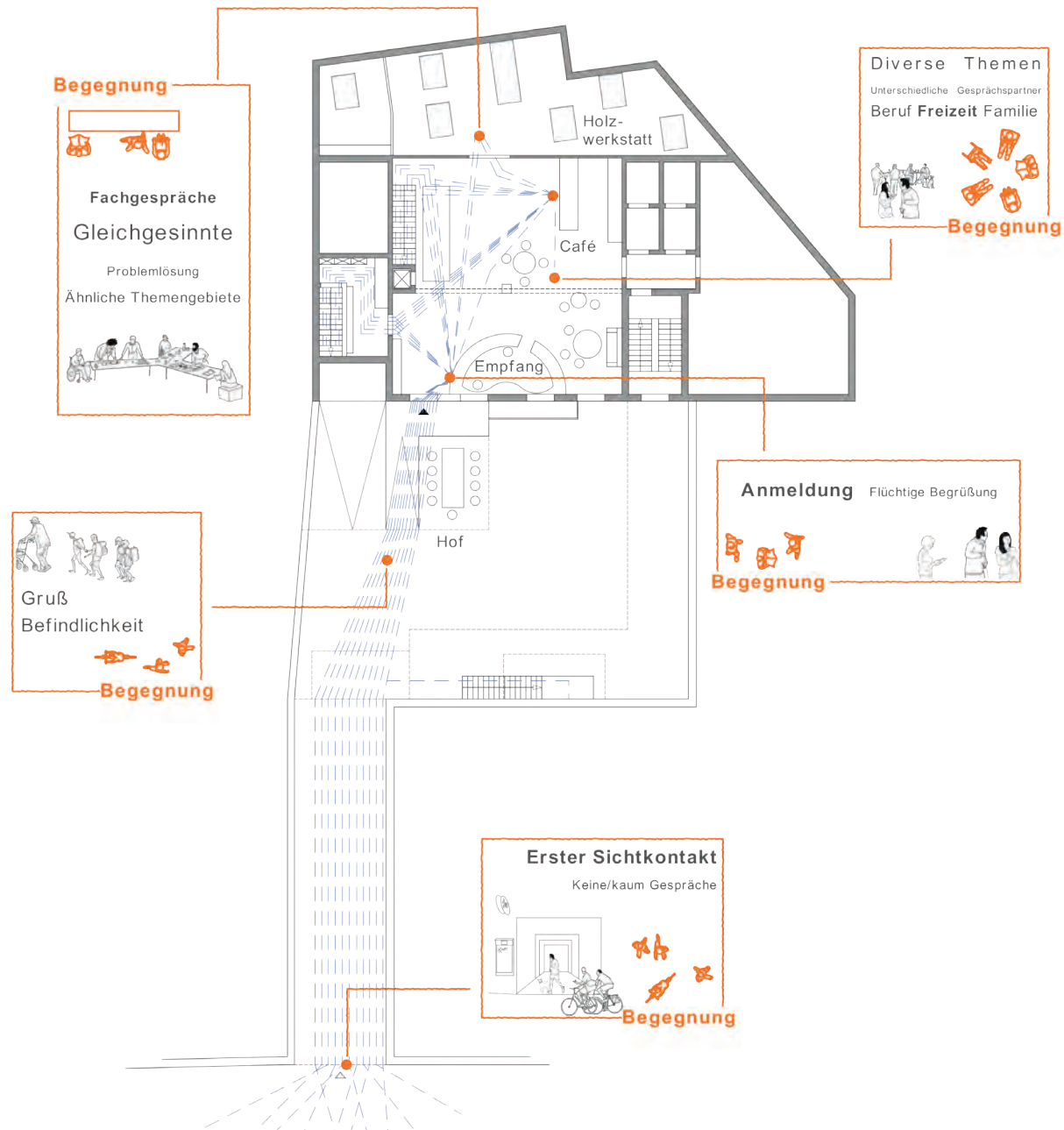
Haus der Eigenarbeit: Analytische Diagramme: Ricarda Hörmann, Marie-Therese Probst



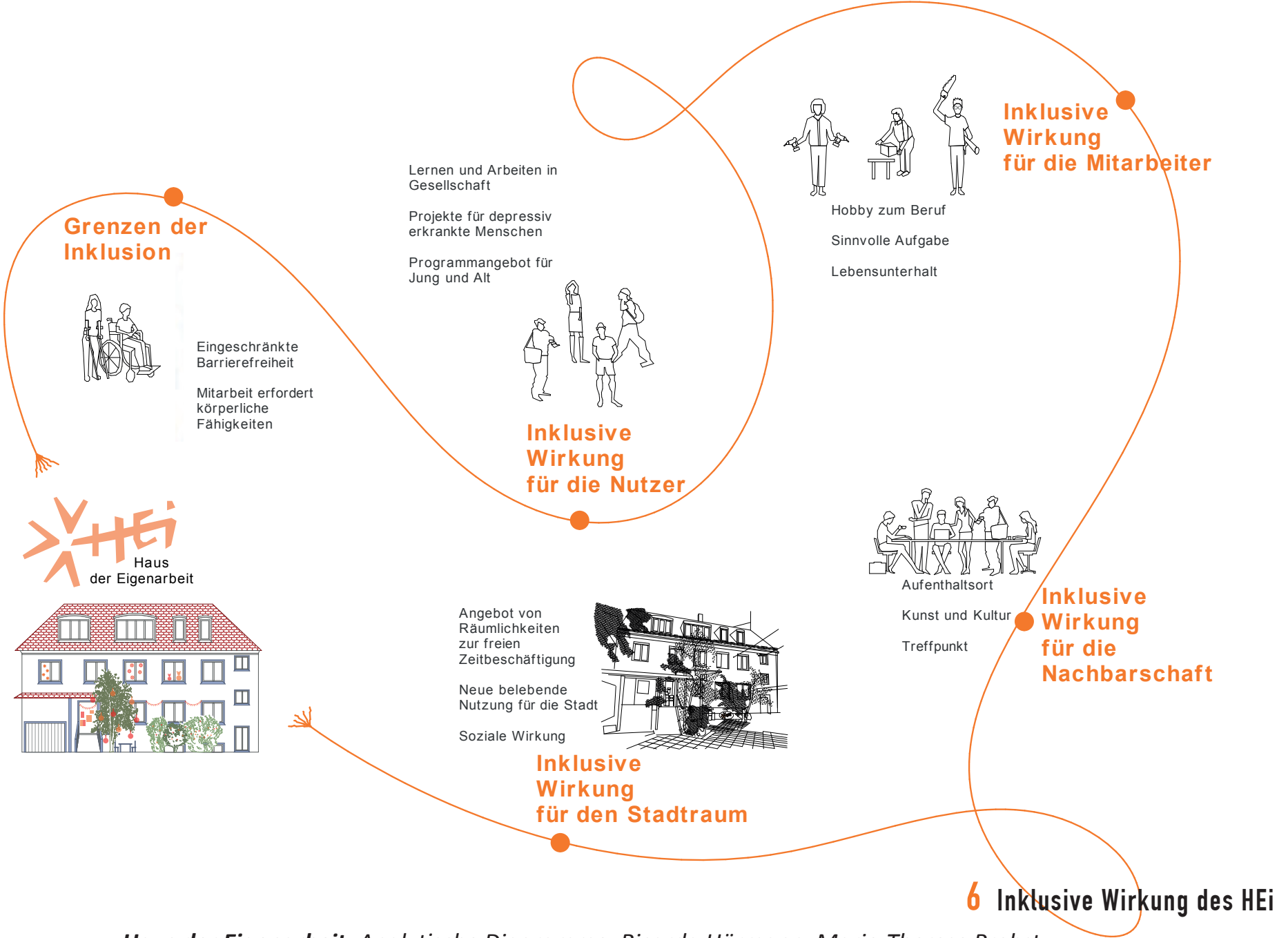
Haus der Eigenarbeit: Analytische Diagramme: Ricarda Hörmann, Marie-Therese Probst



Haus der Eigenarbeit: Analytische Diagramme: Ricarda Hörmann, Marie-Therese Probst



Haus der Eigenarbeit: Analytische Diagramme: Ricarda Hörmann, Marie-Therese Probst



Haus der Eigenarbeit: Analytische Diagramme: Ricarda Hörmann, Marie-Therese Probst

Initiativen wie das „Haus der Eigenarbeit“ (HEI) entdecken Lücken im sozialen und kulturellen Gefüge der Stadt, die sie ausfüllen. Sie schaffen Begegnungsräume, die Menschen Zugang ermöglichen, die drohen am Rand zu stehen. Ebenso ist die Qualität der Begegnung wichtig. Die beiläufige Art, mit der man sich dem HEI nähern kann, ist für die Offenheit elementar.

7 Partizipation und Inklusion sind untrennbar verbunden.

Bezogen auf Partizipation und Teilhabe hat sich sehr viel verändert in den letzten Dekaden. In „De Meerpaal“ kümmerten sich lokale Bürger teilweise um die Bespielung der Räume und es gab ein Programm, das dem Leben des „durchschnittlichen Niederländers“ entsprach. In einer inklusiven Stadt lauten die Fragen ganz anders:

Wie ist es möglich alle zu repräsentieren und wie ist es möglich, viele unterschiedliche Menschen an den erforderlichen Entscheidungen zu beteiligen?

Welche Formen der Aneignung werden ermöglicht?

Es scheint aussichtsreicher, sich ein Bündel unterschiedlicher Orte vorzustellen, die von einigen Bevölkerungsgruppen häufiger aufgesucht werden, aber dennoch eine grundsätzliche Offenheit denjenigen gegenüber bieten, die diesen Gruppen nicht angehören.

De Meerpaal

Möglicher Ablauf eines Tages:

15.00 Uhr Volleyball
15.40 Uhr Drink an der Bar
16.00 Uhr Kegeln
17.00 Uhr Aperitif an der Bar
18.00 Uhr Abendessen im Restaurant
19.00 Uhr Fernsehen mit Nachrichten
20.30 Uhr Theater
21.30 Uhr Pause mit Film
22.00 Uhr Theater
22.30 Uhr Tanzen chez Cleopatra, an der
Bar sitzen

Möglicher Ablauf eines Tages aus Frank van Klingeren: *Multifunktionale Raumnutzung. Gemeinschaftszentrum in Dronten. Bauen + Wohnen, Band 22, 1968, Heft 9, S. 337 – 340; De Meerpaal, Dronten, NL, Frank van Klingeren, 1968*

Heute stellen sich viel mehr Fragen

Wer wird repräsentiert?

Wer repräsentiert?

Wer bestimmt, wer repräsentiert wird?

Welche Formen der Aneignung werden ermöglicht?

Wie ist es möglich alle zu repräsentieren und wie ist es möglich, viele unterschiedliche Menschen an den erforderlichen Entscheidungen zu beteiligen?

Wieviel muss geplant und geregelt werden oder geht es hauptsächlich darum, Freiräume zu erhalten?

Das Isarufer - noch einmal

Hier ist ein anderer Abschnitt der urbaner wirkt, obwohl er eigentlich weiter vom Stadtzentrum entfernt ist. Unter der Brücke herrscht eine Rauheit, die nicht unbedingt zum Verweilen einlädt.

Wie zufällig spielt dort eine Band und Leute lassen sich zum Zuhören nieder.

So zufällig ist es aber gar nicht, weil es in München Kulturinstitutionen gibt, die mobile Outdoor Equipments verleihen – die kleinste Einheit lässt sich mit einem Lastenfahrrad transportieren - und es gibt Fördergelder, die Musiker für solche Vorhaben beantragen können.



München Isarufer unter der Brudermühlbrücke, Bild: Andrea Benze

8 Eine inklusive Stadt zu schaffen, bedeutet Privilegien aufzugeben.

Exklusion entsteht oft durch Privilegien Mancher.

Traditionelle Institutionen müssen sich verändern.

Für eine durchmischte Stadt muss man das Privileg, in einem Stadtteil nur unter „seinesgleichen“ zu wohnen, loslassen und damit verbunden das Privileg, sich im Alltag mit bestimmten Themen nicht auseinanderzusetzen. Dass das Loslassen von persönlichen Vorteilen auch zu ganz neuen Qualitäten führen kann, zeigt sich heute beispielsweise schon exemplarisch in Wohnprojekten, in denen neue Formen des Zusammenlebens getestet werden.

9 Inklusion ist ein Prozess, in den permanent investiert werden muss.

Ein Endziel und Idealzustand, der ein für alle Mal erreicht wird, ist die inklusive Stadt keines falls – sondern ein Prozess, der kontinuierlich vorangetrieben werden muss. Das erfordert Engagement, Zeit und Geld. Jeder Ort, jede neue Begegnung erfordert erneute Mühen der Aushandlung, während sich die Stadt kontinuierlich verändert. Die inklusive Stadt ist eine spannende aber auch eine anstrengende Stadt, in der Unterschiede aufeinandertreffen und divergierende Interessen, Positionen und Bedürfnisse ausgehandelt werden.

Danke